

Suche nach der Herkunft

Ich liebte Hilde, unsere Hausgehilfin, doch einmal, da war ich acht, geriet ich so sehr mit ihr in Streit, daß sie rief: »Nun aber genug! Du hast mir gar nichts zu sagen – Adoptivkind, du!«

Ich verstummte. Etwas Unheimliches lag in dem Wort, dessen Bedeutung ich nicht verstand. Ich bedrängte meine Eltern, die sich aber auf nichts weiter einließen als »Später, Junge, wenn du älter bist«. Das stimmte mich nachdenklich, noch nachdenklicher stimmte mich, daß die Mutter mit Hilde über lange Zeit zürnte.

Es dauerte, bis die Sache in mir abklang. Verdrängen ließ sie sich nicht. Einmal vernommen, wirkte das Wort Adoptivkind in mir nach, und als ich, sieben Jahre waren inzwischen vergangen, mit einer Gruppe jüdischer Kinder den Nazis entkommen konnte, sagte ich beim Abschied auf dem Bahnsteig zur Mutter: »Brauchst nicht traurig sein – ich bin doch gar nicht dein Kind!«

Sie wird die Bemerkung bis zu ihrem tragischen Ende in Auschwitz nicht verwunden haben – dabei wollte ich doch nur, daß sie mir das Gegenteil beteuerte. Inzwischen aber weiß ich, daß sie das nicht konnte. Urkunden, die nach meiner Rückkehr aus Australien an mich gelangten, bestätigten, daß ich knapp vier Jahre nach meiner Geburt in Berlin von einem Ehepaar in Duisburg adoptiert worden war.

»Ein Junge mit dem Namen hier in der Mulackstraße? Nicht daß ich wüßte!« Der kleine Mann in Schiebermütze

und Lederjacke, der sich als Alfons Hinze vorgestellt hatte, Angestellter in einer Zoohandlung am Alexanderplatz, beäugte mich mißtrauisch. »Dabei hab ich mein Leben lang hier gewohnt.«

Nicht lang genug, sagte ich mir. Er war noch nicht einmal geboren damals. Trotzdem führte ich ihn zu dem Haus, dessen Nummer in der Urkunde vermerkt war – eine jener vielen Kriegsrüinen, die es Mitte der Fünfziger noch in Berlin gab. Nur der Keller schien noch bewohnbar zu sein. Rötliches Licht schimmerte schwach durch den Vorhang des dicht über dem Bürgersteig liegenden Fensters.

»Muß vor meiner Zeit gewesen sein«, sagte Hinze. »Die da wohnt, wohnt da schon ewig – und kennt auch jeden. Fragen wir sie doch.« Schon wollte er an die Scheibe klopfen, da besann er sich. »Ist zwar nicht mehr die Jüngste, schafft aber noch immer an. Besser ist, wir warten.«

Nieselregen fiel. Mich fröstelte in der kalten Novembarnacht und dem viel zu leichten australischen Mantel. Ich zog die Schultern ein, schlug den Kragen hoch, schob die Hände in die Taschen.

»Gehen wir eine Weile in die Mulackritze«, schlug Hinze vor. »Dort kommt sie immer mal hin – bestimmt auch heute.«

Wir waren erst beim zweiten Bier, als eine vollbusige Frau, die trotz ihres schlohweißen Haars kaum älter als fünfzig wirkte, die Kneipe betrat und an einem Ecktisch Platz nahm, an dem schon ein vierschrötiger Mann saß, den sie offensichtlich kannte. Reichlich aufgetragene Schminke gab ihrem Gesicht eine unnatürliche Röte, Ringe glitzerten an sämtlichen Fingern, und als sie ihren Mantel hinter sich auf die Bank gleiten ließ, war es, als zöge sie sich

aus. Die durchsichtige Bluse, auf der Perlenketten glänzten, enthüllte die fleischigen Arme und die Wölbungen des Busens.

»Wäre richtig nett, wenn Sie mal herkämen«, bat Hinze höflich. Mit einem kurzen Seitenblick holte er mein Einverständnis ein und wandte sich dann an den Wirt. »Eine Lage für drei!«

Mit ein paar Worten besänftigte die Frau den Mann an ihrem Tisch und setzte sich dann zu uns. Sie musterte mich.

»Auf Ihr Wohl!« rief Hinze.

»Das war's wohl?« fragte die Frau. Sie wartete. Hinze aber wirkte plötzlich befangen. »Das ist sie«, sagte er zu mir. »Erklären Sie's ihr selbst.«

Ich nickte und ging dann die Sache behutsam an. Vor dreißig Jahren, sagte ich ihr, habe in ihrem Haus mal ein Kind gelebt, nach dem ich jetzt suchte.

»Wie soll das heißen haben?« fragte sie.

Als ich nicht gleich antwortete, trank sie ihr Glas leer und stand auf.

»Jetzt oder nie!« sagte Hinze zu mir.

»Richtig«, sagte die Frau.

»In der Adoptionsurkunde steht der Name Schmeidler – Jizchak Schmeidler«, erklärte ich ihr.

Die Frau setzte sich wieder. Es war, als könne sie stehend nicht ertragen, was sie da gehört hatte. Einen Augenblick lang schwieg sie, dann fragte sie: »Sind das etwa Sie?«

Ich nickte. Da breitete sie impulsiv die Arme aus und preßte mich an sich. »Mein Jizchak!«

Der Geruch ihres Körpers, vermischt mit einem süßlichen Parfüm, machte, daß ich mich augenblicklich von ihr befreite. Ich sah sie an, und dabei durchfuhr es mich: Könnte das deine Mutter sein?

Als hätte ich sie befragt, hob sie abwehrend die Hände.

»Rachelas kleiner Jizchak!«

Also doch – ihre Worte bestätigten die Adoptionsurkunde: Eine Rachela Schmeidler hatte mich zur Welt gebracht, die um Jahre jünger gewesen sein mußte als die Frau da vor mir, siebzehnjährig zur Zeit meiner Geburt und ledig, eine Verkäuferin bei Tietz. Womöglich hatte sie sich damals der Älteren anvertraut. Als ich der Frau das sagte, wurde ihr Ausdruck mütterlich.

»Ohne mich wäre Rachela nie zurechtgekommen«, sagte sie. »Ein Balg am Hals, dazu die Stellung bei Tietz, und sie ganz allein in der Fremde. Eine Jüdin aus Polen. Klar hat sie mich gebraucht!«

»Und der Vater des Kindes, wo war der?«

»Männer«, erwiderte sie verächtlich, »die Männer!«

»Könnte es sein, daß es mein wirklicher Vater war, der mich später adoptierte?«

»Was weiß ich«, entgegnete sie unwirsch. »Die Pest hab ich ihm gewünscht, weil er uns den Jizchak genommen hat – dich weggenommen hat. Fast vier Jahre warst du bei uns. Und dann auf einmal weg. Das war auch für mich schlimm, nicht bloß für Rachela.«

Sie schwieg lange.

»Kannst mich ruhig Herta nennen«, bot sie an. »Herta Nowack. Bist schließlich der Jizchak. Unser Jizchak!«

Es war, als könnte sie es noch immer nicht fassen.

»So heiße ich längst nicht mehr.«

»Aber damals«, rief sie, »als du bei mir in Verwahrung warst, da hast du so geheißen.«

Erinnerungen – mein Gott, ganz vage und verschwommen sah ich mich in einer Kellerwohnung auf der Fensterbank mit Geranien, sah Füße, die draußen auf dem Bürgersteig an mir vorbeigingen.

»Und was ist aus meiner Mutter geworden?«

»Sie war schön«, rief die Frau, »Rachela war schön – dunkle Augen, dunkles Haar. Sie war schön!«

Schärfer wiederholte ich meine Frage: »Was wurde aus ihr?«

»Oh.« Die Frau blickte verstört von mir weg. »Es ist ihr nichts passiert – gar nichts!«

»Nichts passiert«, hörte ich da plötzlich den Mann vom Ecktisch rufen. »Was redest du da, Herta!«

»Ich vertrage die Wahrheit«, versicherte ich der Frau. »Sagen Sie ruhig die Wahrheit.«

»Wir haben Rachela retten können«, beteuerte sie.

Da hielt es den Mann am Ecktisch nicht länger. Er schob seinen Stuhl zurück, kam mit schweren Schritten auf mich zu und reichte mir die Hand.

»Du bist der Jizchak«, sagte er, »aber ich bin der, der immer die Prügel gekriegt hat, weil ich aussah wie ein Jud.«

Ich sah ihn an – krauses Haar, dunkle Augen, gebogene Nase. So sehr ich auch nachsann, er blieb mir fremd.

»Sie kannten mich und meine Mutter?«

»Aber ja«, sagte er. »Und was die Herta da erzählt, ist gesponnen. Wolltest doch die Wahrheit hören – oder?« Er wandte sich an die Frau. »Große Hamburger«, sagte er. »So war's doch, Herta! Also, warum sagst du's ihm nicht?«

»Nein!« schrie die Frau.

»Vom jüdischen Friedhof gingen doch die Transporte ab«, meldete sich Hinze. »Von dort hat man doch die Juden ...«

»Hab's begriffen«, unterbrach ich ihn dumpf und dachte an meine verschollenen Eltern.

»Woran denkst du?« fragte mich leise die Frau.

»Zwei Mütter«, sagte ich. »Ermordet beide.«

»Mein Gott«, rief sie aus, und als sie weitersprach, war es wie ein Echo auf meine Gedanken: »Was waren das bloß für Zeiten!«